Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 19 (1917)

Artikel: Die Kernfragen der Schweizerpolitik
Autor: Boos, Roman
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751039

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE KERNFRAGEN DER SCHWEIZER-POLITIK[1)]

Der furchtbare Brand, der nun seit drei Jahren Europa verzehrt, wirft seinen grellen Schein auch auf die Länder, die er verschont. Seit drei Jahren stehen auch in der Schweiz alle Dinge, nicht nur die Gegenstände des sogenannten politischen, sondern auch die des allgemein kulturellen Lebens, in diesem flackernden Schein. An Religion, Kunst, Wissenschaft wendet man sich auch bei uns, um zu erschauen, wie sie die schaurige Feuersbrunst reflektieren. Ihr Eigenlicht wird überblendet. Auch bei uns finden sich viele Seelen, die durch das Hinstarren in die Flammen in den Sehnerv getroffen, alles was sie erblicken, in ein zur Blindheit verbranntes Auge herein nehmen. Die gleichen Augen, die eine Antwort zu erschauen versuchen auf die Frage: Wer ist schuldig? oder: Wer ist der Hauptschuldige? suchen nach Antworten auf Fragen wie: Haben die Deutschen oder die Franzosen für religiöse Kultur, für Kunst, für Wissenschaft *mehr* geleistet? versprechen die Deutschen oder die Franzosen für die Zukunft *größere* Leistungen? Und herausgelesen wird im einen, wie im anderen Falle die Antwort nicht aus der Wirklichkeit, die in Rauch und Qualm verhüllt ist, sondern aus dem Blendbild im eigenen Auge. In Täuschung sind nun aber nicht etwa nur diejenigen verstrickt, die heulen „Die Deutschen!“ oder „Die Franzosen!“, sondern auch diejenigen, die von vorneherein mit Göttermiene säuseln „Alle gleich viel“. Wenn jene Täuschung aus einem allzuheißen, so stammt diese aus einem allzukalten Temperament: jene aus einem ungebändigten Blutsleben, diese aus einer verknöcherten Bequemlichkeit. Wertlose Subjektivitäten nur sprechen sich in den wilden Sympathien und Antipathien, wie auch in der sanftmütigen Apathie aus.

Für das, was wir im tiefsten Sinne Kultur nennen dürfen, für das stille durch die Jahrhunderte ziehende Leuchten im Leben der

---

[1)] Der Artikel des Herrn Roman Boos war eigentlich für die Nummer vom 1. Oktober bestimmt; aus rein technischen Gründen musste sein Erscheinen verschoben werden. Er behandelt in letztem Grunde das Problem der Zentralisation und des Föderalismus, welches auch Prof. Fleiner in der Generalversammlung der Neuhelvetischen Gesellschaft, am 30. September, behandelte. Auf den Vortrag Fleiner wie auf den Artikel Boos kommen wir in einem anderen Hefte zurück.

europäischen Völker, haben alle diese Geblendeten keinen Blick mehr. Das Gefährlichste an diesen Blendungen ist aber, dass sie uns auch den Blick für die heimatliche Kultur der eigenen Volksgemeinschaft trüben, dass sie die Einen zwingen, alles nationalistisch gefärbt, die Anderen, alles anationalistisch fahl und farblos zu sehen. Die Blendungen sind es, die uns verhindern, zu sehen, dass gerade dieses das einzigartige an unserem unteilbaren helvetischen Lebewesen ist, dass sich in ihm die bunten Lichtfäden, die durch die Kulturen unserer Nachbarvölker ziehen, zu einem funkelnden Strahlenbüschel zusammenweben; — dass der Nerv unseres eigensten Daseins zusammenfällt mit der ins Weite strahlenden Hoffnung: es möge in der schweizerischen Eidgenossenschaft dieses Strahlenbüschel so stark und buntcharakterhaft zusammenwachsen, dass es endlich einmal fähig werde, den Blick der Nachbarvölker auf sich zu ziehen, und ihnen ein leuchtenderes Friedensideal hinstelle, als die fahlen Gespinnste aller der gutgemeinten Moralisten- oder Pazifistenpredigten.

„Freundschaft in der Freiheit." In diesem Worte Kellers lebt der Kernimpuls unseres Schweizertums, der identisch ist mit dem noch unbewussten Kernimpuls Europas. Selber frei Farbe sein und frei Farbe bekennen, aber auch Andere Farbe sein und Farbe bekennen lassen; noch mehr: gerade aus diesem freien Verschiedenfarbigsein heraus in Freundschaft zusammentreten, um den festen Kern sich zum Strahlenbüschel flechten!

Für alle Gemeinschaftsbeziehungen unter Menschen gilt als Voraussetzung wahrer Freundschaft: Selbständigkeit und Freiheit der Einzelnen; sonst wachsen sie sich zu Familiaritätsgemeinschaften aus. Und dieses „Freiheit in der Freundschaft" muss auch für unsere politischen Ziele, die innen- und aussenpolitischen, soweit wir von solchen sprechen können, Leitgedanke sein. *Denn auch Politik ist ihrem — allerdings oft verleugneten — Wesen nach geistig-kulturelle Lebensäußerung.* Eines der allerbittersten Erlebnisse in den vergangenen Kriegsjahren weckte in mir die Erscheinung, dass das seichte Schlagwort „Zentralisation in Fragen der Politik, Dezentralisation in Fragen der Kultur", das von einigen Leuten als Richtungsideal für unsere Arbeit aufgebracht worden ist, in weiteren Kreisen unseres Volkes Absatz gefunden hat, dass unsere demokratische Volksgemeinschaft nicht gegen diesen

fremdartigen Giftstoff mit aller Eindeutigkeit reagiert hat. Wer in sich auch nur ein Fünklein von dem alten Schweizergeist hat, wer sich auch nur ein klein wenig in den unser schweizerisches Staatsleben durchflutenden und in unseren Rechtsbüchern und Staatsverfassungen kristallisierten — leider ebenfalls oft verleugneten — Gemeinschaftsgeist hineingelebt hat, der kann nicht anders, als mit aller Schärfe die beiden in diesem Schlagwort verkuppelten Gedankengespenster von sich weisen:

1. Die Ingegensatzstellung von Politik und Kultur;
2. Die Ingegensatzstellung von Zentralisation und Dezentralisation.

Es ist ganz selbstverständlich, und darüber sind keine Worte zu verlieren, dass alle großen Fortschritte in der Menschheitsentwicklung eingeleitet worden sind durch die Erkenntnis von unerträglichen Spannungen zwischen einzelnen Kulturfaktoren. Wer nicht sehen wollte, dass gerade die Geschichtsimpulse, die die schweizerische Eidgenossenschaft aus dem Mittelalter herausgerissen haben, zwischen den beiden antithetisch gestellten Polen „Zentralismus-Föderalismus" strahlen, müsste blind genannt werden; nicht weniger derjenige, der nicht ein volles Verständnis dafür aufbringen kann, dass gerade in der Gegenwart, wo der Krieg, (der nach dem vielzitierten Worte Clausewitz' nur Fortsetzung der *Politik* mit anderen Mitteln ist) so maßlose Verheerungen in der Menschheitskultur anrichtet, von vielen edlen Seelen die Begriffe „Politik-Kultur" als unvereinbare Widerspruchsbegriffe erlebt werden. Als Abbild der vorliegenden Wirklichkeit bedeutet der in diesem Schlagwort enthaltene Gedanke allerdings wenigstens eine Halbwahrheit.

Um so untauglicher ist er aber als Richtungsideal; denn so gewiss es stets gewaltige *Antithesen* sind, die Fortschrittsimpulse auslösen, so gewiss sind es stets noch gewaltigere *Synthesen,* die dann die entfesselten Antriebe in Bahnen zwingen, in denen sie Frucht zu wirken vermögen. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" ist die Antithese, von der das Christentum ausgeht. Das „Gottesreich auf Erden" ist die Zielsynthese, in der dieser ungeheure Gegensatz von „Welt" und „Gott" Frucht wird.

Nicht scharf genug können wir den *Wirklichkeiten* die *Ideale* gegenüberstellen: dem Chaos sich zerfleischender Nationen die pazifizierte Menschheit, dem Kantonesen- den Eidgenossenschafts-

geist, der materialistischen Realpolitik eine von feurigem Idealismus durchglühte Kulturpolitik. Aber den Weg in die Zukunft können wir nur finden, wenn wir in mächtiger Synthese die mit ganzer Seele bejahten Ideale in die ihnen gegenüberstehenden Wirklichkeiten hinausströmen lassen, wenn wir mit dem idealistischen Feuer die kalte Realität durchglühen.

Dass die internationale und die innerschweizerische, so unerhört vermaterialisierte Politik von gestern und heute nur zum kleinen Teile Kultur *ist,* heißt nicht, dass sie nicht zu lebendiger Kultur hinaufveredelt werden kann; und dass die einzelnen europäischen Staaten und die einzelnen schweizerischen Kantone gegen das Lebenszentrum sich scharf abkapseln, heißt nicht, dass sie nicht, ohne etwas von ihrer individuellen Leuchte zu verlieren, zu einem großen Lebewesen einmal zusammenwachsen können. Ideale, die sich verwirklichen wollen, müssen sich anschließen an die vorliegende Tatsachenwelt, sich in ihr gleichsam einhacken. Unsere Kultur*ideale* müssen *in* unserer Politik*wirklichkeit*, unsere Zentralisations*ideale* müssen *in* unserer Föderalismus- oder sogar Feindschafts*wirklichkeit* sich einhacken, wenn sie würdig amten wollen. Und wir selber müssen Wirklichkeitsarbeit leisten und nicht Stroh dreschen.

Es ist an der Zeit, dass einmal *diese* Antithese mit aller Wucht in die Seelen hereinbricht: die Antithese zwischen solcher „Idealpolitik", die sich so stark im Besitze ihres Ideales weiß, dass sie nicht Furcht zu haben braucht, dass es ihr beim Eingreifen in die Realität abhanden komme, und derjenigen „Idealpolitik", die sich darauf beschränkt, den lieben Gott zu zitieren und ihm dann gleich hausväterlich-fromme Pantoffeln anzieht, damit er sich nicht etwa durch eine Berührung mit der Realität verunreinige. Und diese Antithese ist die einzige, die keine Synthese zulässt. Es ist im Grunde der Gegensatz zwischen Christ und Antichrist, zwischen dem göttlichen Geist, der sich herabbeugt zur Fußwaschung und dem „idealistischen" Hochmuts- und Bequemlichkeitsdünkel.

Eine wirklich kernhafte und christhafte, realistisch verankerte Idealpolitik aber wird niemals darauf ausgehen, aus dem blauen Dunst heraus sich ideale Zielbilder zu spinnen; sie wird stets darauf ausgehen, durch liebevolle Hingabe an die geschichtlich gewordene Wirklichkeit die idealen Impulskräfte zu suchen, die auch schon früher am Werke waren; sie wird stets auf das

stille Leuchten der sich in der Geschichte des Bodens, wo sie sich einwurzeln will, kundgebenden Idee achten. Eine solche Wirklichkeitsidealpolitik wird von dem tiefinnerlichen Vertrauen ausgehen, dass auch in der Vergangenheit schon Vernunft gewaltet hat, dass nicht Vernunft erst von „mir" erfunden worden ist. Sie wird sogar hinter Erscheinungen, die auf den ersten Blick als widervernünftig sich ausnehmen, nach einem, wenn auch verkapselten, Vernunftkern suchen. Und wenn sie in Materialismus verknöcherte Gebilde findet, wird sie alles daran setzen, in den *Formen* dieser Gebilde die Spuren der einstmaligen schöpferischen Lebensimpulse zu finden.

Und getreu diesem Postulate, erstarrte Dogmengebilde nicht nur zu kritisieren, sondern sie aus ihrem Lebenskerne heraus zu verstehen, sie auch aus tiefstem Dornröschenschlafe zu wecken, müssen wir versuchen, auch in solchen Erscheinungen unseres schweizerischen Innenlebens, die uns in den letzten Monaten vielfach nur als widervernünftig erschienen sind, den Vernunftkern zu suchen. So z. B. in den föderalistischen Dogmen, die in der deutschen und noch stärker in der welschen Schweiz in Köpfen und Herzen eine so große Rolle spielen. Wir dürfen diese als Ideale auftretenden Dogmen nicht nur aus den in die Augen eingebrannten nationalistischen Blendlichtern herleiten, sondern müssen auch bei ihnen unter den vielfach so widerlichen Kapselhüllen das Lebensmark herausschälen, aus dem die durch die Geschichtswirklichkeit waltende lebendige Idee zu uns spricht.

Diese so dringliche Aufgabe erscheint allerdings gerade in der Gegenwart fast unlösbar zu sein. Denn nur *das* Auge könnte sie leisten, das selber ganz frei von allen Blendlichtern wäre. Und wer wollte behaupten, dass er über ein solches Auge verfüge? Aber die Aufgabe ist in einer grandiosen Weise bereits gelöst, und zwar gelöst von einem Manne, den wir Schweizer mit Stolz einen der unsrigen nennen dürfen, nicht nur der Abstammung, sondern der ganzen Geistesart nach: von Heinrich Woelfflin, dem Münchener Kunstgelehrten. Es ist nicht zufällig, dass es zwei Schweizer sind, die in den letzten Jahrzehnten am liebevollsten und am tiefsten sich in die neuzeitlichen Kulturwerke der west- und zentraleuropäischen Völker eingelebt haben: Jakob Burckhardt und Heinrich Woelfflin. Denn gerade weil sich in der Schweiz die Lichtfäden der abendländischen Kulturen zusammenbüscheln, können bei uns, wie

an keinem anderen Orte, ungeblendete Augen zur feinsten Wahrnehmungsfähigkeit herangezüchtet werden.

In seinem neuesten Werke, den *Kunstgeschichtlichen Grundbegriffen*, das von Kehrer im *Literarischen Zentralblatt* mit den Worten begrüßt worden ist: „Alles in allem genommen, die Gedanken- und Seharbeit, die Woelfflin vollzogen hat, ist so gewaltig, dass man mit ruhigem Gewissen aussprechen darf: seit den Tagen Jakob Burckhardts ist kein kunsthistorisches Buch von ähnlicher fundamentaler Bedeutung geschrieben worden," in diesem Werke gibt uns Woelfflin geradezu das, was wir am allerdringlichsten brauchen: ein unübertreffliches Mittel, uns unsere Blickbahn von den aufdringlichen Blendlichtern frei zu machen, und unseren Seelen so das stille Leuchten des bunt-charakterhaften und trotz allem Kriege einen und unteilbaren Europa, das stille Leuchten auch der trotz allen antizentralistischen Impulsen einen und unteilbaren Schweiz zu erschließen.

Das ist das Herrliche an Woelfflins Werk, dass die blöden Quantitätsfragen nach dem „mehr" oder „weniger" der Volksleistungen überhaupt gar nie auftauchen, und dass doch auf der anderen Seite ein unendlich feines Empfinden der leisesten Qualitätsunterschiede in jedem Satze lebt und webt. Lernen können wir aus diesem Werke etwas, was viel wichtiger ist, als alle Moralitäten und Pazifismen: tiefes, hingebungsvolles, ungetrübtklares Verständnis für fremde und eigene Wesenheit. Und ein solches Verständnis wird dann ganz von sich aus, gleichsam ohne unser Zutun, die wilden Sympathien und Antipathien dämpfen und die kalte Apathie aufrütteln. Aus dem Kerne unseres Schweizertums heraus ist Woelfflins Werk gewachsen, aus dem gleichen Kerne, aus dem Gottfried Kellers „Freundschaft in der Freiheit" gesprosst ist. Und in diesen Kern hinein sollte dieses Werk gerade heute hineingestellt werden. Ich stehe nicht an, vom politischen Gesichtspunkte aus das Wort Kehrers aufzunehmen: „Selten hat mich auch die Notwendigkeit eines Werkes so stark überzeugt."

Den besten Beweis für den Wert des Woelfflin'schen Werkes bildet der Umstand, dass die Gesichtspunkte, die er für die objektive Betrachtung der abendländischen *Kunst*werke in unendlicher Kleinarbeit gewonnen hat, die Probe aufs Exempel bestehen, wenn wir

sie auf *Rechts*werke anwenden. Mit den Kategorien, die Woelfflin für die Erfassung der romanischen und der deutschen Kunst verwendet, lassen sich auch die Rechtsformen der entsprechenden Kulturen erfassen, und auch die Gestaltungen, in denen sich die politischen Ideale ausprägen. Gerade daraus ergibt sich am besten die Haltlosigkeit der seichten Ingegensatzstellung von „Politik" und „Kultur", dass beide nach den gleichen Formprinzipien gewachsen sind, und — noch wachsen!

Und gleicherweise ergibt sich daraus die Überwindung der Antithese „Zentralismus — Föderalismus": Wenn Wœlfflin zeigt, wie die abendländischen Künstler den Urgegensatz zwischen dem „Teil" und dem „Ganzen" überwunden haben, so offenbart er damit im sinnenfälligen Abdruck auch die Formen der politischen Harmonisierungsideale. Denn ganz genau entsprechend der Bau-Architektonik gestalten die „Volksgeister" ihre Staats-Architektonik. Wie im romanischen oder germanischen Bauideal der Teil zum Ganzen, so steht im romanischen oder germanischen Staatsideal das Staatsglied zum Zentrum, sagen wir: der Eidgenosse zur Eidgenossenschaft. Ein Zitat aus Woelfflins Werk, aus dem Kapitel über „Vielheit und Einheit" — in dem übrigens die gleiche Gesetzmäßigkeit für alle bildenden Künste aufgedeckt wird — (Walzel hat die Anwendbarkeit der Woelfflinschen Kategorien auch auf die Literatur erwiesen) — mag das illustrieren:

„Auf Schritt und Tritt stößt man auf durchgehende Unterschiede nationaler Phantasie: die Italiener haben den Teil freier ausgebildet als die nordischen Völker und haben seine Selbständigkeit nie so völlig preisgegeben wie diese. ... Die besondere Schönheit italienischer Renaissance liegt in der einzigen Art, wie sie den Teil — sei es eine Säule, ein Wandfeld, oder einen Raumabschnitt — zu einer in sich ruhenden Vollendung durchgebildet hat. Die germanische Phantasie hat den Teil nie zu gleicher Selbständigkeit entlassen. Der Begriff der gegliederten Schönheit ist ein wesentlich romanischer Begriff.

Dem scheint zu widersprechen, dass man der nordischen Baukunst gerade ein sehr starkes Individualisieren der einzelnen Motive nachsagt, dass ein Erker, ein Turm eben gar nicht dem Ganzen sich fügt, sondern mit persönlichem Eigenwillen dagegen sich stemmt. Allein dieser Individualismus hat mit der Freiheit der Teile

in einem gesetzlich gebundenen Zusammenhange nichts zu tun. Und mit der Betonung des Eigenwilligen ist auch nicht alles gesagt: das Charakteristische ist, wie diese Schösslinge der Willkür doch fest im Kernbau verwurzelt bleiben. Man kann einen solchen Erker nicht ablösen, ohne dass Blut flösse. Es ist ein der italienischen Vorstellung unzugänglicher Begriff von Einheit, dass ganz heterogene Teile von einem gemeinsamen Lebenswillen getragen sein können ... Die Wirkung liegt im großen Strömen der Form, nicht im Gliedern und Absetzen. In aller deutschen Architektur ist der Bewegungsrhythmus das Entscheidende, nicht die schöne Proportion "...

Es würde an diesem Orte zu weit führen, diese formalen Kategorien der romanischen „gegliederten Schönheit" und der deutschen „Einheit", innerhalb welcher „ganz heterogene Teile von einem gemeinsamen Lebenswillen getragen sein können", auf Einzelheiten der romanischen und deutschen Staats- oder Rechtsformen anzuwenden. (In seiner Arbeit über den *Gesamtarbeitsvertrag nach schweizerischem Recht,* Duncker & Humblot, München, 1916, hat der Verfasser versucht, Ergebnisse der Forschungen Woelfflins rechtswissenschafflich und rechtspolitisch zu verwerten.) Wer in zustimmendem oder ablehnendem Sinne an einer solchen Problemstellung Interesse hat, möge versuchen, die Woelfflinschen Kategorien — nachdem er sie nicht nur in den Kopf, sondern ins warme Herz aufgenommen — an eines der jedermann zugänglichen staatsrechtlichen Lehr- oder Handbücher heranzutragen, oder an kürzere, übersichtliche Darstellungen wie Prof. Fleiners *Die Staatsauffassung der Franzosen*, Teubner, Leipzig, 1915 (z. B. Seite 8: „...der stolze Bau der modernen französischen Verwaltungsorganisation; ein Werk von außerordentlicher Übersichtlichkeit und strengem Baustil") oder Prof. Wolzendorffs Buch *Vom deutschen Staat und seinem Recht*, Veit & Co., Leipzig, 1917, das eine lichtvolle Analyse des im Vergleich zu anderen Staatsgebilden so unübersichtlichen deutschen Staatsorganismus gibt, der wie die Schweiz aus heterogenen Bundesstaaten und weitgehend autonomen Gemeinden zusammengeschweißt ist. [1])

[1]) Was diesem Werke zugleich fachwissenschaftlich und allgemein kulturwissenschaftlich den Hauptwert verleiht, ist der Umstand, dass Wolzendorff unter der Kategorie „Vielheit und Einheit" die Verhältnisbeziehung der begrifflichen Elemente der deutschen Verfassungen durchforscht — in eigenartiger, den dogma-

Für diejenigen aber, die nicht gerne Gedankengänge beginnen, von denen sie fürchten, dass sie sie zu unbequemen Konsequenzen führen, seien noch die Folgerungen angedeutet, die sich aus einer solchen Betrachtungsweise ergeben:

Erstens zwingt uns dieses Erleben einer Einheit der Staatsformen mit den anderen Kulturformen, die Sucht aufzugeben, Staats- und Rechtsformen direkt aus dem in puritanischer Weiße strahlenden Reiche der Sittlichkeit und Religion beziehen zu wollen. So sicher auch alle großen Kulturformen ursprünglich aus dem „Himmel", aus der geistigen Welt des ideell Wesenhaften stammen, so sicher werden sie nicht auf dem Umwege über die Vorhöfe des Himmels bezogen, die wir „Moral" und „Religion" nennen. Wer nur „religiös" oder „moralisch" ist, ist noch kein Kulturformer, weder ein Künstler noch ein Staatsmann. Former kann nur sein, wer in den Himmel unmittelbar die Wurzel des lebendigen Formtriebes treibt. An der transzendentalen Quelle des Göttlichen sitzt neben den ewigen Ideen des Guten und des Wahren die Idee der Form, des schönen Scheins, des Schönen. Diese ist nicht Aschenbrödel, sondern gleichgestellte Schwester. Wer Kunst erleben kann, weiß das unmittelbar. Aber auch, wer Recht erleben kann. Ob man nun die Idee des „Gerechten" — mit Gierke und Anderen — als vierte Schwester unmittelbar an den Himmelsquell versetzt oder nicht, auf jeden Fall darf man sie nicht allein mit

---

tisierenden Intellektualismus herrschender Staatstheorien durchbrechender, ins Lebenszentrum dringender Methode — und dabei, ohne jede äußere Berührung mit Woelfflin, zu Resultaten kommt, die sich mit den zitierten Ergebnissen Woelfflins bis zur Kongruenz decken. Vgl. z. B. S. 3: „In den wichtigsten Grundgedanken und Institutionen unserer Staatsordnung besteht keine Einheit" (im formallogischen Sinne); S. 10: .. „Und doch sind alle diese heterogenen Elemente bei der Errichtung der deutschen konstitutionellen Monarchie zusammengefügt worden zu einem System grundlegender politischer Gedanken und Institutionen dieser Staatsordnung. Gedanklich ist das System eine ganz unorganische Vermischung der geschichtlich *geltenden* politischen Kräfte, Werte und Ideen — in sich institutionell einheitlich in der *monarchischen* Trägerschaft der Staatsgewalt — mit gedanklich diesen völlig konträren *Strebungen: demokratischen* Kräften und Werten in der Form der aus der naturrechtlichen Tradition entnommenen, durch Rationalisierung versteinerten Institutionen der Epoche des ständischen Staats. Kann man noch sagen, dass *gedanklich* hier eine Einheit vorliegt? — Aber im staatlichen *Leben* sind diese Kräfte, Werte und Ideen unseres Staates vorhanden und zeigen das Bild eines Wirkens intensivster Einheit. ..." Also wie bei Woelfflin: formal heterogene Teile, getragen von einem einheitlichen Lebenswillen! —

dem „Guten“ zusammenbringen, sondern muss sie auch mit dem „Schönen“ verwandt denken. Wollen wir „das politische und soziale Leben nach sittlichen oder religiösen Gesichtspunkten“ ordnen, es verhindern, „sich nach seinem eigenen Gesetze auszuleben, welches Gesetz natürlich nur das des Egoismus und Machtstrebens sein kann“ (Prof. Ragaz, *Wissen und Leben,* Juli 1916, S. 870), so werden wir allerdings weißes puritanisches Recht erhalten, das aber nicht nur „purus“ ist des Unreinen und Bösen, sondern auch bar alles Bunten und Schönen. Und das „Gute“ ohne das „Schöne“ ist ein Sarg für Leichen.

Zweitens gibt uns diese zugleich begriffsklare und herzenswarme Methode die Fähigkeit, auch das, was wir als krankhafte Auswüchse an unserem oder einem fremden Volksorganismus auffassen, an dem gesunden Kern dieses Volkes selber — und nicht an abstrakten Allgemeinheitsmaßstäben oder Lehngut von fremden Völkern — zu messen. Wir verlernen ganz die Sucht, den Völkern Uniformen — und seien sie im Reich des Guten selber angefertigt worden — oder Staatsformen, die sich ein anderes Volk für seinen Leib zugeschnitten hat, überzustülpen, ebenso auch die „realpolitische“ Sucht, jeder noch so ungeschlachten Verwachsung des eigenen oder fremden Volkskörpers auch gleich das Staatskleid nachzuschneidern. Ohne z. B. die gegenwärtigen politischen Formen des deutschen Reiches in Bausch und Bogen zu billigen, können wir lernen — und gerade das erwähnte Werk Wolzendorffs kann dazu vorzügliche Dienste leisten —, dass das Problem der „Demokratisierung“ oder „Parlamentarisierung“ sich in einem Volke total anders stellt, das sich im Stile der „gegliederten Schönheit“ auslebt, als in einem Volke, in dem die Glieder aus dem von überindividuellem „gemeinsamem Lebenswillen“ getragenen Kernbau nicht herausgeschnitten werden können, „ohne dass Blut flösse“ (Wœlfflin). Um ein im Brennpunkte der Leidenschaften stehendes Beispiel zu wählen: ohne die maßlosen Hypertrophien zu bejahen, zu denen einzelne deutsche Publizisten den Begriff der „Macht“ gesteigert haben, können wir, im Bestreben, lieblosem Richten liebevolles Verstehen vorhergehen zu lassen, als des Machtbegriffes gesunden Kern dasjenige erkennen, was Wœlfflin eben den „gemeinsamen Lebenswillen“ nennt, von dem die heterogenen Teile (Individuen, Gemeinden, Bundesstaaten) im deutschen Volke getragen werden,

dessen Volksgeist „im großen Strömen der Form, nicht im Gliedern und Absetzen“ seinen Lebensrhythmus auslebt; — den „gemeinsamen Lebenswillen“, dessen diejenigen Völker viel weniger bedürfen, bei denen die Einheit in der Vielheit durch ein eplastisch-übersichtliche Staatsform fortwährend jedermann ad oculos demonstriert wird.

Und drittens ergeben sich noch zwei *Kernfragen der Schweizerpolitik:* 1. *außenpolitisch.* Wollen wir nicht aus der Not, dass uns unsere Schwäche verbietet, mit Mitteln des politischen Materialismus in das Geschick Europas gestaltend einzugreifen, eine Tugend machen? und mit den Mitteln liebevollen allseitigen Verständnisstrebens für die Erlösung der internationalen Politik aus den starren Fesseln gerade dieses kulturfremden politischen Materialismus arbeiten, wobei nicht nur die Amtspolitiker mitmachen können, sondern alle wahrhaften Schweizer „Demokraten“? — 2. *innenpolitisch.* Wollen wir uns — dem oben erwähnten irreleitenden Schlagworte von der „Zentralisation in Fragen der Politik und Dezentralisation in Fragen der Kultur“ folgend — unser politisches Gesamtideal (weil es mit der Buntheit der Kultur nichts zu tun habe) im farblosen Stil der zweckmäßigen feldgrauen Uniformen bilden? Wollen wir das architektonische Urbild unserer einen und unteilbaren schweizerischen Eidgenossenschaft in einer Kaserne mit zweiundzwanzig gleichen Fensterlöchern oder in einem Geistestempel erblicken, in dem sich klassische, welsche Rundung und Freiheit mit deutschem „Strömen der Form“ vermählt, auf die Gefahr hin, dass verdorrte Stilphilister uns Stilverkoppelung vorwerfen? Kasernen sind allerdings stilrein!

Eine Antwort auf diese Kernfragen kann uns nicht nur manches herrliche Bauwerk geben, in dem zwei Stile sich zu einer Synthesis binden — so das herrliche Münster zu Straßburg im Elsaß mit seinem runden, ruhenden romanischen Chor und dem impulsgewaltigen gotischen Schiff — sondern auch der Blick auf das sich zerfleischende Europa, für das der einzige Weg zu einer Einheit über die Feuerinsel in der Mitte führt, deren Bewohner beim Ausbau ihres Staatstempels wohl auch darauf achten mögen, dass seine Architektonik es den Nachbarn einmal gestatte, die im Stil des eigenen Bodens gewachsenen Staatsbauten ihm anzugliedern, sei es in völkerrechtlich sichtbaren Formen, sei es im Sinne bloßer geistiger Lebenseinheit.

ZÜRICH ROMAN BOOS

□□□